



„Das wäre mir sehr willkommen; ein Ringlein ist von schöner Verbeugung — und man kann's auch einmal verwenden.“

„Et, ci, Fräulein Suzette. . . stehen die Sachen so? Verzeihen Sie nur nicht mein Lager bei der Ausstattung.“

Das Fräulein sagte gnädig seine Dankbarkeit zu und hatte das kleine Gesicht, daß dieselbe schwerer ins Gewicht fallen würde, als die alte Dame glaubte; denn das ganze Lager derselben würde ja geräumt werden, wenn sie und Valisio die Einkäufe machten, die ihren Vermögensverhältnissen entsprächen. Frau Abraham nahm Platz in dem behaglich eingerichteten Stuhl, dessen bunte Glascheiben jeden neugierigen Einblick verhinderten; der postförmige Divan, auf dem sie saß, war ihr nicht unbekannt; er stammte aus ihrem Geschäft; ebenso der Marmorfuß, auf den sie jetzt das Kissen hinstellte, das sie unter dem Arm getragen. Die Wände des Klosters waren mit allerlei künstlichen Figuren bemalt, und es fehlte auch nicht an Drachentöpfen und Drachenschnecken und allerlei geheimnisvoller Symbolik aus dem Reiche der Mitte. Frau Abraham fühlte sich hier ganz behaglich, als wäre sie in einem kleinen Zauberkabinett. Es war ja ein Wert der schwarzen Kunst, das sie hier vollführen wollte, und ihre Kunstgebilde hielt sie auf die Thür gerichtet, durch welche ihr Opfer einströmen mußte.

Am einfachen Sommerkleid, dessen dunkler Stoff aber ihrer Größe ein wenig Düsteres gab, das zu dem Schmerzenszuge in ihrem Gesicht paßte, schritt Marie mit Suzette durch die Vorgänge. Sie blieb einen Augenblick unter der Trauerstube stehen, welche weiße Wälder in den Weiber freute, und als sie dann an einer Hecke vorüberstritt und die wallenden Sommerfäden sich an ihr Kleid hingen, da war es ihr so herzlich zu Muth, so traumhaft mild, als könnte sie ihre ganze Seele empfinden in sich ein Traummag und verlorener Schlummer in einem stillen Versteck.

Sie hatte ja auf ihr Glück verzichtet. . . doch was ihr den Entschluß eines lebenshaften Dyerismus möglich gemacht. . . es begann immer schwerer auf ihrer Seele zu lasten. Das Bild des Gelebten schwebte ihr vor im Wachen und im Traume. . . sie bekehrte sich dazu, wie vor einem sündhaften Spul — und doch vermochte sie nicht es zu bannen. Und sonderbar! Sie mehr der Bräutigam von seinem Recht zärtlicher und lebenshafter Anäherung Gebrauch machte, desto mehr Blut und Leben gewann das Schattenbild, das vor ihrer Seele schwebte. Was für den Grauen sprach, es war die Liebe, aber die Liebe des Kindes zu den Eltern, es war das Gebot der Pflicht, welches ihre Ergebung lehrte; es waren die Erwägungen des ruhigen Verstandes, ja es war auch etwas wie die Stimme des Mitleids mit dem gewaltigen Marme, der ihr gegenüber so sanft, so liebevoll sein konnte, des Mitleids mit seinem krankhaft wilden Wesen, von dem ihn vielleicht die Liebe heilen konnte, freilich eine menschenfreundliche Liebe, die eher im Gewand der Dämonie dahinschreiten konnte, als im Brautgewand.

Und doch — welche fesselhafte Vertauschung! Was sie im Aemtern durchschauerte, wenn des Grauen Kisse auf ihren Lippen brauchten — es war ein Gefühl, das nur Enrico's

Risse hervorrufen konnten. . . sie war wider Willen treulos in hingebender Zärtlichkeit; sie verrieth einen Ehrenmann, denn sie ihr Herz gereicht, und dies Doppelspiel der Empfindung, dessen sie nicht Herr werden konnte, zermarterte ihre Seele.

Suzette hatte ihr gesagt, daß Frau Abraham ihr eine Auswahl schöner und seltener Ringe zeigen wolle, und Marie wäre nicht ihres Vaters Tochter gewesen, wenn sie solcher Lockung widerstanden hätte. Von Kunstheit auf war der Sinn für alles Geschmacksvolle und Schöne in Natur und Kunst, vor allem auch für Erzeugnisse des Kunstgewerbes in ihr geweckt worden; denn der Vater hatte sie oft genug zur Betrachtung seiner Einkäufe gemacht.

Frau Abraham erhob sich mit einem demüthigen Knix, als das Fräulein eintrat — diese anmutige Mädchenhaftigkeit, so gänzlich verschieden von der Weiblichkeit, die sich in ihren Salons tummelte, machte großen Eindruck auf sie. Das war ihr etwas Fremdes — gerade ein solches schüchternes, liebliches Kind der Heimath, während sie mit den Grazien aus allen Kronländern auf Besuche wußte.

„Sie wollen mir Ringe zeigen, Frau Abraham,“ sagte Marie mit gewinnender Freundlichkeit.

„Ich weiß, gnädiges Fräulein, daß Sie sich dafür interessieren und daß es Ihnen vielleicht willkommen ist, dem Bräutigam geschmackvolle Ringe empfehlen zu können. Es sind nicht gewöhnliche Ringe, wie sie in den Kästen der Juweliersläden liegen; es ist die Sammlung eines langen Lebens — eine Sammlung von Seltenheiten. Und ich habe wenig davon verkauft. . . die Preise sind zu hoch für das gewöhnliche Publikum.“

„Sie tragen mir große Reichthümer zu, Frau Abraham, und Sie kennen doch die Verhältnisse meines Vaters.“

„Nicht an die Tochter des Barons von Senda wende ich mich, sondern an die Braut des Grafen Hehrthal.“

Und sie öffnete das Kässchen mit einem goldenen Schlüssel. Da funkelten die Schmuckstücke aus allen Ländern: Smaragde und Opale, firsengelb und firseltrotz, Rubinen aus den Ostseewäldern Ceylons, Capdiamanten, alles voll lebhaften Feuers, welches die Kunst der Schleiferei und Facettirung den Naturwundern abgeleitet.

Marie freute sich dieses glänzenden Farbenspiels der Prachtsteine, der unterirdischen Blumen, und Frau Abraham bewunderte ihre genaue Kenntnis; sie unterschied Rubinen, Granaten, Diamanten und Opale mit Kennerschaft.

„Sie verdienen eine reiche Frau zu sein,“ versetzte Frau Abraham; „wer Schätze besitzt, muß sie zu würdigen wissen; doch viele reiche Damen leben an einer Farbenblindheit, wie ich's nennen möchte, daß sie für den Glanz und Werth ihrer Besitzthümer gar kein Verhältniß haben und daß sie farbigen Straß nicht von echten Edelsteinen unterscheiden können.“

„Doch wie haben Sie diesen Schrein mit so prachtvollen Ringen gefüllt?“

„Es ist alles in Ehren erworben, manches gekauft zu gutem Preis als günstige Kapitalanlage; manches sind Geschenke vornehmer Herren und Damen für geleistete Dienste und es sind auch verfallene Händler darunter — man muß sehen, wie man sich durch die Welt schlägt.“ (Fortf. folgt.)

### Coco.

Eine Papageiengeschichte von E. v. Dorfus.

Der Affessor Karl Venting, ein stiller, frischer und lebenslustiger Mann von 27 Jahren, hatte seit einigen Wochen zum großen Entzagen seiner Freunde und nähesten Bekannten viel von seinem heiteren, fröhlichen Wesen verloren, erdrieh nur selten abends in seinem Stammelose und zog es vor, in dem ausgedehnten Park der großen Stadt nach den Voreinunden einsame Spaziergänge zu unternehmen.

„Wit du nicht wohl oder verliebt, Venting?“ hatte ihn ein Freund vor kurzem gefragt. „Man sieht dich ja fast gar nicht mehr.“

„Alles!“ lautete zwar die Antwort des Affessor's; es war aber doch nicht so ganz Aufrichtig. Er war zwar nicht verliebt in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, aber seine Gedanken, seine ganze Seele beschäftigten sich seit Monatsfrist mit dem Bilde einer jungen Dame, die er freilich nur zweimal flüchtig gesehen, einmal in einer Loge des Opernhauses, das zweite mal in einem Konzerte der Singakademie. Die anmutige Erscheinung des jungen Mädchens, das seine blasse Gesicht mit den großen blauen Augen in reizendem Gegenstze zu dem schwarzen, hübsch, aber einfach fixierten Haar, hatte die Aufmerksamkeit des

jungen Mannes, der die Dame von seinem Sitze im Parquet aus in einer Loge des ersten Rang's erblickt, gefesselt. Es war ihm gelungen, während des Zwischenactes zwei jungen Mädchen im Vorher wieder zu sehen, wo sie am Arme eines älteren Herrn auf und ab wandelte, der auch hinter ihr in der Loge gesessen hatte; nach dem Schluß der Vorstellung jedoch vermisst er in dem Gemüthe der das Haus verlassenden Menge das Paar keinen Widen. Obenwiegend glückte es ihm bei dem Konzerte in der Singakademie, eine Annäherung herbeizuführen, da der ältere Herr mit dem jungen Mädchen ziemlich in der Mitte der Schreibe saß; doch konnte er von keinem Worte an der Seite des Soles aus das reizende, pikante Gesichtchen betrachten, ohne indistret zu sein. Karl Venting war 27 Jahre alt geworden, ohne je eine ernsthafte, tiefere Keimung zu einem weiblichen Wesen gehabt zu haben, er hatte, wie jeder hübsche, elegante junge Mann, einige Liaisons gehabt, die ihn indes stets nur für kurze Zeit gefesselt, mit wirklicher Liebe oder gar Leidenschaft gar nichts zu schaffen gehabt hatten.

Die reizende Erscheinung, der heidliche, natürliche Ausdruck auf den seinen Gesichtchen der unbekanntem jungen Dame schienen

eben tiefen, nicht zu vernünftigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; ihr Bild schwebte ihm flüchtig vor den Augen, mochte er im Gedächtnisse beschäftigt, in Gesellschaft oder allein in seiner Wohnung sich befinden, immer zuckerte ihm seine Phantasie das blasse Gesicht mit den von langen, schwarzen Wimpern eingefassten, blauen Augen vor, das einen so süßigen und natürlichen, fast kindlichen Ausdruck hatte. Ein Gedanke quälte ihn schrecklich, war der ältere Herr, der trotz seiner weißen Haare noch recht frisch und wohl erhalten ausah, der Vater oder der neben ihm sitzenden Bekannten, der sehr viele Gesellschaften besuchte und Konzerte besuchte, gefragt, ob er die beiden kenne, indem die Antwort erhalten, daß es wohl Fremde sein müßten, da sie ihm, dem Gefragten, vollständig unbekannt waren.

So ging an einem warmen Abend in den ersten Tagen des Juni der Affessor im Park spazieren, der fast ganz leer von Besuchern war, besonders in dem etwas abgelegenen Theile, den Venting mit Vorliebe durchwanderte, um ungehört seinen Gedanken nachzugehen. Er war im Begriffe, eine auf einem kleinen, runden Blase angebrachte Sphaere mit seinen Locken zu abzuwischen, um sich ein wenig auszurufen, als plötzlich eine etwas rauhe Stimme, befehl' rief: „Gehant blinde er sich überall um, wer gerufen haben möchte, komme aber niemand erblinde, und wolle sich eben gehen, als dieselbe Stimme wieder, befehl' befehl'“ erlösen ließ.

Venting glaubte, daß jemand von einem der umstehenden Bäume herab sich den Spaz gemacht, ihn zu reden, sah nach oben und erblickte zu seiner großen Ueberraschung auf einem der unteren Aeste einer Kothbuche einen schönen grünen Papagei, der ihn aus seinen runden Augen demahe schelmisch anblinzelte, laut lachte und mehrere mal, befehl' befehl' Morgen, Morgen!“ schrie.

„Guten Morgen, Papagei!“ antwortete der Affessor belustigt; der Papagei hatte wohlweislich, „Guten Abend!“ nicht in seinem Repertoire. „Wißt du nicht herunterkommen, Papagei?“ fragte er hina, seine Hand ausstreckend. „Nun! Nun!“ erhielt er zur Antwort. Venting, der vermuthete, der wertvolle Vogel sei aus einer den Park umgebenden Wille entflohen und hiezu Gefahr, während der Nacht von Krähen oder Eichelhäheren gefressen zu werden, rief ihm schmeichelnde Worte zu und fragte ihn schließlich, wie Papagei denn heiße?

„Coco! Coco!“ erwiderte der Papagei, den Kopf auf die Seite drehend und auf einen niedrigeren Ast herunterkletternd.

„So, ja, Coco,“ sagte der Affessor. „Nun, komme doch zu mir, Coco, ich gebe dir auch Zucker.“

„Zucker! Zucker!“ schrie der Vogel, „ha! ha! ha! Zucker! Nun! Nun!“ und flatterte gleich darauf hinunter auf die ausgedehnte Hand.

„Das ist brav von dir, Coco: nun wollen wir gleich nachhause gehen, wo der Coco Zucker bekommt,“ sagte der junge Mann. „Zucker! mein Schatz! Zucker, mein Schatz!“ antwortete der Papagei, sich an seinen Beschäfer anhängend.

Am nächsten Stande nahm der Affessor eine Droschke und langte noch bei guter Zeit in seiner Wohnung an.

### Bunte Zeitung.

Der Kasseler Theaterzirkel. Zu den notwendigsten Pleasiten einer großen Bühne gehört auch ein Theaterzirkel. Auch das Hoftheater zu Kassel besitzt einen solchen, der aber nicht immer seine Rolle vortrefflichste durchzuführen weiß. Wenigstens ereignete es sich kürzlich gelegentlich der Aufführung von Wagner's „Nienzi“, daß der Schimmel aus seiner Rolle und der Netter aus dem Sattel fiel. In der Scene, in welcher der Heldentenor Herr Westlinger als Nienzi hoch zu Ross auf der Bühne erscheint, wurde das Pferd plötzlich wild, vom Stütze abgeworfen und von der Musik erschreckt, und bummte sich nach den Klustern zuwendend auf. Der Sänger versuchte es zu zügeln, während er sich „Sancto spiritu cavatore!“ antunnte. Mithil machte das Pferd aber solche Sprünge, daß Herr Westlinger es nicht ferner regieren konnte. „Ein eigentliches Sinabgeworfenerwerden“ — so meißt euphemistisch der Theaterbericht — „vermied er durch ein geschicktes Schiedelstherhalten, wobei er allerdings auch den Boden, aber nur letzte berührte. Schnell erhob sich der Sänger indessen wieder und lang seinen Part weiter, während das Pferd abgeschickt wurde. Das Publikum, das schon unruhig geworden war, erkannte die Geistesgegenwart des Sängers durch lebhaften Beifall am Aufblick an.“

„Diogenes in seiner Tonne“ — nichts Bekannteres, nichts, was mehr bekannt ist als dies. Nicht wahr? Und dennoch giebt es nichts, was seltener wäre. Nein, nicht es; dem Aemern einer Tonne heraus ließ jener bekante Philoosph aus der Schule der Cyniker eine witzigen Bemerkungen und behenden Ausfälle los, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil man zu der Zeit, wo Diogenes lebte, noch gar keine Tonne konnte. Die Tonne sind in Wirklichkeit demnach Umpumpen, und die Geschichte des Aemern bedeuete sich nun wiederum nicht des Aemern, wobei Thongefäße, welche ungefähr demjenigen gleichen, die noch heut-

bringen Sie mir doch das Abendblatt, liebe Frau Schätze. Vielleicht steht ein Ankerat darin, meinen kleinen Gefangenen hier betreffend,“ sagte er zu seiner Wirthin.

„Ach, was für ein reizendes Thierchen, wo haben Sie das denn her, Herr Affessor?“ fragte die alte Dame und wollte den Vogel streicheln, doch dieser kränzte die Federn am Hals und Kopfe und schrie arglos: „Alle Schachtel!“

„Nun — was für ein abscheuliches Thier,“ rief die gute Frau entsetzt. „Sie wollen es doch etwa nicht hier bei sich behalten, Herr Affessor?“

„Durchaus nicht. Ich habe den Vogel vorhin im Stadtpark gefangen und will nun gleich im Abendblatte nachsehen, ob ich ein betreffendes Ankerat finde, um Coco sofort seiner Herrin zurückzubringen, die seinen Verlust gewiß sehr schmerzlich empfindet, denn es scheint ein außerordentlich kluges Thier zu sein.“

Coco erhielt inzwischen das verdrießliche Stückchen Zucker und flatterte mit demselben auf einen Fensterlo; nachdem er sich dort niedergelassen, rief er: „Emma! Emma! wo bist du?“ und blinzelte sich im Zimmer um, als ob er jemand suchte.

„Emma? Wer ist das? Wohl deine Tante,“ fragte Venting. „Emma! Mein Schatz!“ fuhr Coco fort, noch eintige male den Namen wiederholend.

Gleich darauf wurde an die Zimmerthür geklopft. „Gehant!“ schrie der Papagei, doch bevor der Affessor es aussprechen konnte. Die Wirthin trat ein mit dem Abendblatt in der Hand.

„Hier ist ein Ankerat über einen entflohenen Papagei. Nicht wahr, Coco heißt das Thier da?“

„Coco! Coco! Alle Schachtel!“ rief der Vogel von seinem erhabenen Sitze herab.

„Dem Wiederbringer sind zwar ein wenig Mark Belohnung versprochen,“ fuhr die ergrünte Frau Schätze fort. „Die Leute müssen nicht recht froh sein, für sich ein Weib anzusehen, das sich nicht recht zu geben; ja, wenn es noch ein Schwarm oder ein Fluß oder auch nur eine schöne, fette Gans wäre, aber so ein Thier!“

„Coco ist ein reizendes Thierchen,“ unterbrach Venting den Vorkämpfer seiner Wirthin, „und sehr viel mehr werth, als Sie sich vorstellen können. Doch bitte, zeigen Sie mir das Ankerat. Nichts, da steht es: „Ein grüner Papagei, sehr fertig im Sprechen, auf den Namen „Coco“ hörend, ist heute nachmittag entflohen. Der ehrliche Händer erhält zwar ein wenig Mark Belohnung. Wilsa Emma, Poststraße Nr. 5.“

„Das ist ja ganz in der Nähe des Stadtparks,“ bemerkte Venting.

„Ob ich wohl noch heute Abend hindurch kann?“

„Nun,“ sagte Frau Schätze ganz verächtlich. „Es ist ja noch gar nicht so spät, außerdem werden Sie hoffentlich das geringe Thier nicht die Nacht hindurch wiederholen wollen.“

„Alle Schachtel!“ schrie Coco, als ob er die Spürjäger den würdigen Frau verstanden hätte, die jetzt während das Zimmer verließ. (Fortf. folgt.)

Autage in Spanien in Gebrauch sind und die man dort „tinajas“ nennt. In einer solchen tinaja baute also der alte Diogenes, und die Bekanntheit der Villa Albini zeigen uns, daß er die Einfachheit sogar soweit getrieben, daß er sich zur Wohnung einen großen zerkrüppelten Weintraubenzweiger, den der Boden schloß und der aus diesen Grunde keinen eigentlichen Verzug nicht mehr zu erfüllen vermochte, der aber dennoch genügt, dem bedürftigsten Philosophen Schutz zu gewähren. Der ganze Zerkrüm ist daher entstanden, daß der Ueberleber es für passend erachtete, das Wort „Weintraub“ mit „Tonne“ wiederzugeben, und man konnte nun ebenfalls, wie man über jene hübschblühenden Wälder geschick, die den Odysseus mit einer Zaba'spessie im Munde dargestellt, auch über alle die Künstler lachen, die den Diogenes in einer ricktigen, mit Reisen beschlagenen Tonne dargestellt haben. Die wunderliche Wohnung des Diogenes ist übrigens im Griechischen mit dem Worte tinaja bezeichnet.

Die größte Brauerei der Welt ist gegenwärtig die Babil Brewing Co. in Milwaukee (Wis.), nachdem die Brauerei und Geschäftsbereichen der dortigen Stadt, Jung & Berchert Brewing Co. dieser Tage für ungefähr 600,000 Dollars in ihren Besitz übergegangen sind. Der Umsatz der Babil Brewing Company, deren Betriebskapital auf 10,000,000 Dollars erhöht worden ist, beträgt für die ersten neun Monate dieses Jahres rund 884,000 Barrels und derjenige der Babil-Brewing-Company rund 188,000 Barrels, was für die konjunktur Brauerei einen Umsätze von 1,072,000 Barrels in neun Monaten gleichkommen würde.

Japanischer Aberglaube. Der in China allgemein verbreitete Glaube, daß Menschenfleisch in Fällen von schweren Krankheiten den Kranken heilen kann, kommt auch in Japan vor, wie folgender Bericht beweist, der sich vor einigen Wochen in der Provinz Bungo in Nord-Japan abspielte. Die Mutter eines verheirateten Mannes hatte eine bedenkliche Mucun-

